15.10.2023, 19. Sonntag nach Trinitatis, Festgottesdienst 125 Jahre Bozener Gemeinde,

Predigt von Walter Lorenz, Jakobusbrief 5, 13-16

Liebe Gemeinde,

es ist mir eine große Ehre, dass ich eingeladen wurde, die Predigt zu diesem Festgottesdienst zu halten. Aber wie so oft in meiner Zeit als Prädikant dieser Bozener Gemeinde kamen mir bei der Vorbereitung auch große Zweifel, bin ich eigentlich berufen, kann ich mir anmaßen, zum Predigttext des heutigen Sonntags aus dem Jakobusbrief, etwas zu sagen, das dem hohen Anspruch dieses Texts gerecht wird? Aber die Beschäftigung mit dem Text machte mir Mut, auf dieses Wagnis einzugehen, denn er holt mich ab in meinen Zweifeln und Fragen und hat mir schließlich das Vertrauen geschenkt, dass nicht wir die Wahrheit finden müssen, sondern dass das Evangelium sie uns anbietet.

Wenn Sie den Text gleich hören, werden Sie vielleicht sagen, was ist daran so schwer zu verstehen – hier gibt Jakobus ganz einfache Anweisungen, wie es in einer Gemeinde zugehen sollte, wenn Gemeindemitglieder Unterstützung brauchen und eine Gemeinde lebendig sein soll. Sein kurzer Brief ist voll von guten christlichen Ratschlägen: seid ehrlich mit euren Worten, hütet euch vor Eitelkeit, bewältigt euren Zorn, lebt ein enthaltsames Leben, erwartet Anfechtungen aber haltet durch. Aber gerade diese scheinbare Einfachheit täuscht, erweckt Zweifel, ob ich wirklich hinter diesen Wahrheiten stehen, sie von der Kanzel verkündigen darf? Wo stehe ich zu Fragen der Wirksamkeit des Gebets, der Vergebung von Sünden?

Jakobus schreibt im 5. Kapitel seines Briefs:

**„Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen. Ist jemand unter euch krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, dass sie über ihm beten und ihn salben mit Öl in dem Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten; und wenn er Sünden getan hat, wird ihm vergeben werden. Bekennt also einander eure Sünden und betet füreinander, dass ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.”**

Ich finde es als eine gute Fügung, dass unsere Feier gerade auf den Sonntag fällt, an dem dieser Predigttext verkündet werden soll. Jakobus hält uns als Gemeinde nämlich gleichsam einen Spiegel vor Augen, in dem wir uns erkennen sollen. Geht es so zu in unserer Gemeinde, die heute auf ihre 125 Jahre des Bestehens zurückblickt? Wie gehen wir als Gemeinde mit unseren Freuden und Leiden um?

**„Ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen“.** Ich kann aus meiner Erfahrung spontan sagen, dass uns das Psalmen- und Liedersingen, ja die Musik insgesamt, sehr gut gelingen, dass gerade heute wieder Gesang und Orgelspiel mir guten Mutes-Sein vermitteln.

Auch das Gebet hat seinen festen Platz in unserer Liturgie, nicht als oberflächliches Ritual sondern ich empfinde immer wieder, dass meine Sorgen und Nöte aufgenommen sind in die aufrichtige Tradition des Betens, die wir pflegen.

Und natürlich kommen in diesen Gebeten auch die Kranken unserer Gemeinde und darüber hinaus vor – aber da wird der Blick in den Spiegel schwierig: **Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen**. Sind wir überzeugt davon, dass unser Beten Kranke heilt?

Hier wird vor allem der Abstand zwischen uns Menschen des 21. Jahrhunderts und der Gemeinde des Jakobus vor 2000 Jahren erst einmal deutlich: unsere moderne Medizin ist doch so weit vorangeschritten, dass wir uns bei Krankheiten auf medizinische Diagnose, medikamentöse Behandlung und fachkundige Therapie verlassen können. Der Rückgriff auf Gebet gilt eher noch als Eingeständnis der Hoffnungslosigkeit: „Da hilft nur noch beten“ heisst es geläufig, wenn medizinisch nichts mehr zu unternehmen ist. Ist dies, was noch von unserem Vertrauen in das Gebet bleibt, der Ausdruck der Hoffnungslosigkeit?

Und was wir in Bezug auf Krankheit empfinden, spiegelt sich noch deutlicher im schwankenden Vertrauen auf die Wirksamkeit des Betens in Bezug auf das Weltgeschehen. Wie oft haben wir für Frieden gebetet – und wie sieht es augenblicklich in der Welt aus? Dient bei den furchtbaren gegenwärtigen Kriegen, den unerbittlichen Fronten auch nur noch das Beten als Ausdruck unserer Hilflosigkeit?

Diese Gedanken bilden die erste Herausforderung des Predigttextes an mich: wo ordne ich als moderner Mensch und als Wissenschaftler das Gebet in mein Weltverständnis ein? Steht es im Widerspruch zu meinem Verständnis von Ursache und Wirkung, zur Kenntnis von Viren und Impfung, die wir alle ausführlich in der Pandemie erworben haben, steht es in Konkurrenz zu ihr, - oder sind wir durch den Text gerade als moderne Menschen eingeladen, uns grundsätzlich zu fragen, worauf wir eigentlich überhaupt vertrauen in unserem Umgang mit der Welt.

Denn wenn Jakobus von Krankheit schreibt, geht es ihm nicht nur um medizinische Situationen. Krankheiten waren für Menschen aller Zeitalter der Inbegriff des Unvorhersehbaren, das uns alle betreffen kann. Erdbeben, wenn wir gerade an Neapel und den Vesuv denken, betreffen eher Menschen, die in Gefahrenzonen leben; geschäftlicher Misserfolg lässt sich auch in bestimmter Weise eingrenzen, von unmittelbaren Folgen der gegenwärtigen Kriege blieben wir bisher verschont - aber Krankheit ist, wie uns die Pandemie lehrte, ein universales Phänomen, noch immer schockierend unvorhersehbar, trotz aller Fortschritte in Diagnose und Behandlung.

Krankheit steht hier für die grundsätzliche Verletzlichkeit unserer menschlichen Existenz, und es ist auch wissenschaftlich gesehen wäre unverantwortliche Überheblichkeit, der Medizin, der Technik, auch der Politik absolute Verlässlichkeit zuzutrauen in der Beseitigung aller Risiken. Das bedeutet nicht, dass wir auf diese menschlichen Mittel verzichten könnten oder sollten. Aber wir erleben gerade in unserer Epoche, wie diese Überheblichkeit in all diesen Bereichen steigt, dass Wissenschaft, Technik und Politik sich den Besitz absoluter Wahrheiten anmaßen. Der Effekt ist, dass das Vertrauen in sie in der Bevölkerung rapide sinkt und dass sich immer mehr Konflikte über absolute Wahrheiten auftun, über die Wirksamkeit der Impfung wie über das Recht, ein Territorium zu besitzen. Der Anspruch absoluter Wahrheit macht Kontrahenten unversöhnbar.

Und das spiegelt sich auch in der Frage, wie effektiv Beten ist, im Vergleich zu diesen menschlichen Instrumenten, auf die wir doch angewiesen sind? Wenn wir uns auf eine solche Sicht des Betens einlassen, die oft als Herausforderung an Gläubige gestellt wird, stellen wir das Beten auf die gleiche Stufe wie die technischen Mittel. Bei solchem Denken beansprucht man das Gebet als ein Instrument unter anderen in seiner eigenen Hand, vielleicht sogar eines, das manche Menschen höher einstufen als die technischen. Und darin drückt sich die Versuchung aus, das Unvorhersehbare unseres Lebens „in den Griff“ zu bekommen, Gott und seine ihm zugeschriebene Allmacht für unsere Zwecken einzusetzen – wie es auch traditionell in allen Kriegen geschehen ist mit entsetzlichen Konsequenzen. Gott mit uns – nur mit uns.

Und so wage ich zu sagen, der Wert des Betens, wie er hier verkündet wird, lässt sich grundsätzlich nicht an seiner Effizienz in der Überwindung von Krankheit, Krieg und Not messen. Vielmehr bringt das Gebet gerade zwei Seiten zusammen, die sich im technischen Denken gegenseitig ausschließen: Das Gebet verbindet die Anerkennung unserer Verletzlichkeit, unserer existentiellen Unsicherheit als Menschen auf allen Seiten von Trennungen, Kranke und Gesunde, Musizierende und Leidende, Feinde auf beiden Seiten, mit dem gleichzeitigen Angebot der Einsicht, dass wir daher auf Vertrauen in eine nicht-technische Überwindung unserer Verletzlichkeit angewiesen sind. Im Beten erleben wir den Zuspruch, dass wir nicht alles selbst im Griff zu haben brauchen. Wir brauchen nicht absolute Wahrheit für unsere Seite eines Konflikts zu beanspruchen. Wir erkennen und anerkennen unser grundsätzlich verletzliches Menschsein nicht als Verzweiflung sondern als Befreiung von einem Wahn.

Aber um sich dies zuzugestehen braucht es ein Urvertrauen, das wir Glauben nennen. Dies wiederum verweist ich aber auf meine 2. Unsicherheit: kann ich dieses Vertrauen, kann ich diesen Glauben mir selbst aneignen? Es gibt sicher Menschen, die dies durch spirituelle Übungen erreichen. Für mich aber ist es wichtig, dass Jakobus den Aufruf zum Beten an die Gemeinde weiterleitet: „**Ist jemand unter euch krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, dass sie über ihm beten“.** Das sagt für mich, dass Beten gerade in schwierigen Situationen nicht dem Betroffenen individuell zugemutet wird, sondern dass Beten, und damit das Pflegen von Glauben und Vertrauen, seinen Platz in einer Gemeinschaft hat. Und mehr noch: in einer Gemeinschaft, in die man Vertrauen haben kann, weil sie nicht irgendwie zufällig zusammengekommen ist, sondern weil sie sich bemüht, Vertrauen zu schaffen gerade wenn sie aus Menschen unterschiedlicher Herkunft und Meinungen besteht. Sie hat eine Struktur, die Verantwortung ausdrückt. Darauf verweist Jakobus mit der Betonung der Rolle der Ältesten, Menschen, in deren Autorität man Vertrauen haben kann.

Meine 3. Herausforderung ist dann allerdings: Wir sind als moderne Menschen – und das hat mit der Wirkung der Reformation zu tun – skeptisch geworden gegenüber Hierarchien und Autoritäten und halten uns vielleicht zu einseitig an das „Priestertum aller Gläubigen“. Auch wir müssen uns immer wieder neu mit der Frage von Autorität und Berechtigung beschäftigen, und dies gerade nicht in Abgrenzung zu unseren katholischen oder orthodoxen Mitgläubigen. Eine christliche Gemeinde, jede vertrauenswürdige Gemeinschaft, auch die politische, braucht verlässliche Strukturen.

Ohne auf diese Ordnung vertrauen zu können, würden wir heute nicht die 125 Jahre dieser Gemeinde feiern können, würden wir nicht auf 2000 Jahre christliche Gemeinschaft zurückblicken können. Aber was begründet die Autorität einer Gemeinde?

Der Jakobusbrief eröffnet auch dazu gleich wieder ein ökumenische Dimension: Ich meine den Hinweis auf das Salben mit Öl und das „Bekennen von Sünden“. Was fangen wir als Protestanten mit diesem Hinweis an? Jakobus meint mit Salbung noch nicht das Inszenieren eines sakramentalen Rituals, das später daraus geworden ist. Vielmehr bekräftigt er den tiefen Wert solcher physischer Handlungen im christlichen Alltag. Er eröffnet, wie beim Gebet, eine andere Dimension unseres Umgangs mit einander: Wenn ich einer kranken Person einen Trank, eine Speise, eine Medizin reiche, wenn ich sie vielleicht einsalbe, kommt alles darauf an, dass ich dies nicht mechanisch tue, eben aus bloßen medizinischen Gründen. Vielmehr kann ich in diesen Gesten eine Beziehung ausdrücken, ein Mitfühlen, ein Umsorgen, das der kranken Person eine „Labsal“ sein kann, das über die „Behandlung“ hinausweist.

Und darum geht es auch beim Bekennen von Sünden. Ich höre jetzt aus dem Aufruf, „**bekennt einander eure Sünden und betet für einander dass ihr gesund werdet“**, in diesem Zusammenhang nicht mehr einen Aufruf zur Beichte und damit die Ankündigung eines mit Bangen zu erwartenden Strafurteils, das eine Buße verlangt. Gerade bei Krankheiten machen wir uns stets Gedanken, was wir falsch gemacht haben, was wir hätten vermeiden sollen – und solche Gedanken beeinträchtigen oft die Genesung. Das Evangelium macht uns das Angebot der Erleichterung von selbstquälerischen Gedanken im Bekennen solcher Fehler oder der Anerkennung des Unerklärlichen. Wir können diese Gedanken vertrauenswürdigen Personen mitteilen, und deren Anteilnahme als verletzliche Menschen bietet Entlastung, gerade in schweren Zeiten. Beichten in diesem Sinne bedeutet nun auch für mich als Protestanten, dass ich mir selbst und anderen Vertrauten meine Schwächen und Vergehen eingestehen darf, ohne mich ständig schuldig fühlen zu müssen.

Und auch wenn wir als evangelisch Getaufte Salbung und Beichte nicht als Sakramente ansehen, lebt unsere Gemeinde doch von der zentralen Botschaft, die im gläubigen Umgang mit einander vermittelt wird: Unser Heil besteht nicht aus dem, was wir aus uns selbst machen, sondern daraus, wie wir uns in der vertrauensvollen Gemeinschaft mit Gott selbst wiederfinden, vielleicht in einem neuen, befreienden Licht. Das Gemeindeleben verkörpert diese Gemeinschaft als ein Geschenk – sie zu pflegen, Geborgenheit, Anerkennung, Zusprache zu schaffen ist unsere gemeinsame Aufgabe.

Aber das Gemeindeleben braucht trotzdem Strukturen, Ämter, Beauftragte, die diese Verbindung zum Ursprung dieses Vertrauens schaffen, die Verbindung zum Evangelium. Ich bin dankbar für die wertvolle Arbeit all der Freiwilligen, die unser Gemeindeleben gestalten und uns diese schöne Feier schenken. Und mir wurde besonders deutlich, wie intensiv und kreativ diese Verbindung zum Wort, und zu einander, in unserer weit verstreuten Gemeinde gepflegt wird während der Pandemie, als unser Pfarrer Michael Jäger uns Erwachsene, aber vor allem auch die Kinder unter uns, über das Internet zusammenhielt, voll Phantasie und Engagement.

Gebet im Anerkennen unseres Menschseins, körperliche Zuwendung als Anteilnahme, vertrauensvolles Mitteilen in Gemeinschaft – dies sind die Gaben Gottes an die Gemeinde, die wir dankbar weitergeben in Zeiten der Freude und des Leidens. Möge Gott uns diese Gaben auch in der Zukunft reichlich schenken, so dass wir sie weiterreichen können an eine fragile Welt.

Amen